

Müller, merken Sie [...]

Autor(en): **Bernheim, René**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **100 (1974)**

Heft 16

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Auslegungsschwierigkeiten

Von der «Verwahrlosung» soll da unlängst an einer Tagung der Erzieher und Sozialarbeiter in St. Gallen die Rede gewesen sein. Schön und gut; ein lobenswertes Unterfangen. Dass damit wohl kaum die Sprachverwahrlosung gemeint sein konnte, entnahm ich unschwer dem Artikel des Berichterstatters, der zur Deutung des Begriffs «Verwahrlosung» das Zitat eines Berliner Soziologen verwendete, nach dem «Verwahrlosung» nichts anderes ist als eine «persistente, generalisierte Dissozialität».

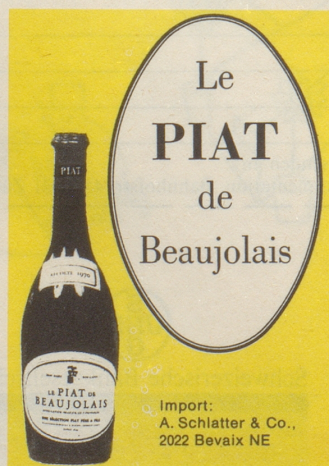
Also bitte: Ich habe nichts gegen Soziologen und lasse mir zur Not auch noch ein Fremdwort gefallen, wo es sich als unübersetzbar erweist oder zwecks Vermeidung unschöner Wortanhäufungen verwendet wird. Aber was sich da so manche Soziologen in ihrem Sprachgebrauch erlauben, kommt mir zuweilen, mit Verlaub gesagt, direkt schon asozial vor. Merken sie denn wirklich nicht, wie sie bei allem redlichen Bemühen, soziale Schranken einzuebnen, dadurch selbst wiederum neue akademische Sprachbarrieren aufbauen und somit nicht nur Gefahr laufen, in elitärer Einsamkeit an die Wand zu predigen, sondern gleichzeitig auch die Glaubwürdigkeit ihrer Ansichten aufs Spiel setzen? Ist es vielleicht zuviel verlangt, sich allgemeinverständlich auszudrücken? Oder wäre es gar dem Ansehen eines Soziologen abträglich, wenn er statt der gespreizten Floskeln «persistente, generalisierte» etwa die deutschen Wörtchen «beharr-

liche, umfassende» verwendete? Wo Sprache nicht mehr der Verständigung dient und in eitle Selbstbefriedigung ausartet, ist für meine Begriffe ein Tiefstand unsozialen Verhaltens erreicht. Hinzu kommt, dass man aus solchen Beispielen manchenorts nur zu gerne einen Strick dreht, an dem man sämtliche lästigen Intellektuellen hängen sehen möchte, auch wenn sich diese noch so klar zu artikulieren vermögen.

Also, schreibt's euch hinter die Ohren, ihr Herren Soziologen: erkläre euch etwas deutlicher, wenn ihr im Volk verstanden werden wollt!

Da halte ich's vielmehr mit Sergius Golowin, der am eingangs erwähnten Anlass auf den sprachlichen Kern der «Verwahrlosung» vorsties, die er als «wahrlos» definierte, weil sie der Wahrheit verlorengegangen sei.

Wie wahr! *Peter Heisch*



Eine Grossmutter schreibt an Tochter und Enkelin

«Mein liebes Kind – nein: Kinder will ich schreiben, obgleich ich weiss, dass ihr nicht Kinder heissen wollt. Ihr werdet dennoch, falls ich länger lebe, meine Kinder bleiben, auch wenn ihr – hol's der Teufel, und verzeiht mir! – eurer Mutter, Doppelmutter grollt.

Bei wilden Indianern, habe ich gelesen, sei noch die Frau, die Mutter, eines Stammes Haupt. Weiss nicht, ob's wahr ist, bin ja nie dabei gewesen, doch hab ich manchmal manches, was ich glauben wollte, gern geglaubt.

Nun sitz ich hier in meiner hübschen neuen Wohnung. Nicht Wohnung: Altersheim-Appartement. Am Radio hörte ich, dass man's schon ohne Scheu und Schonung <das teure Schloss der reichen alten Leute> nennt.

Von Reichtum sah ich lebenslang auch nicht den kleinsten Schimmer.

Ihr aber, Kinder, lebt im dicken Tuch. Zu viele andere Alte warten auf ein Alters-Zimmer. Ein Soziologe schrieb darüber jüngst in seinem Buch.

Dass ich von Soziologen rede, lässt euch sicher lachen. Man schreibt uns Zittergreisen eher Marlitt oder diese Dingsda zu.

Mit seinen Mussestunden, denk ich, könnte man Dümmeres machen. Zu lange lebte ich im Dunkeln wie im Bauch von einer Kuh.

Dass ich <Ich denke ...> sage, meint ihr, sei ein eitler Scherz? Ich kann nicht stricken, häkeln mit den gichtigen Händen. Beim Treppensteigen spüre ich – und sehr bei Föhn – mein Herz. Nie spürt ich's früher – guter Emil! – zwischen ärmern Wänden.

Im Foyer hängt ein grosses Wandbild – handgewoben ein Teppich, rot und blau und grün und leuchtend warm. Die Stadt liess sich nicht lumpen, wohl, ich will sie loben. Für Kunst und schöne Sachen, schimpft ihr, seien wir zu arm?

Gewiss, nicht recht ist's, dass zu viele keine Plätze haben. Ist Geiz und Missgunst, Kälte – zornig geb ich's zu. Da trennt noch immer zwischen Arm und Reich ein tiefer Graben. Lebt nicht auch ihr im Finstern wie im Bauch von einer Kuh?

Mein liebes Kind und Kindeskind – nun muss ich schliessen. Nach Ostern fahrt ihr – Geld sei reichlich da – ins Ferienhaus? Ich will den kleinen Hyazinthenstock begiessen. Das schmäleste Licht, jetzt weiss ich's, unbehütet, löscht schnell aus.»

Albert Ehrismann